



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

H., J.: Zur Poesie der Esthen.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

viel anders sein, denn liest man in den Auszügen des Ctesias diese Intriguen und Grausamkeiten, welche aus dem Harem hervorgehen, diese Schwäche der Herrschaft in den entfernten Provinzen bei unbegrenztem Despotismus, so glaubt man die Geschichte jetziger Sultane oder Pascha's vor sich zu haben. — —

Nach dem Besprochenen ist wohl die Unhaltbarkeit und Unglaubwürdigkeit der ältesten Geschichte in dem Umfange, in dem uns gewöhnlich vorgeführt wird, in dieser Ausführlichkeit der einzelnen Thatsachen, dieser Schilderung einzelner Charactere bewiesen, aber ganz entbehren können wir derselben deshalb doch durchaus nicht, denn, wie ja schon weiter oben gezeigt worden, steht manche einzelne wichtige Thatsache, manches für die Menschengeschichte erhebliche Ereigniß unerschütterlich fest und zudem werden wir so lange auch der genauen Kenntniß dieser ältesten Geschichte uns nicht entschlagen können, als die „gelehrte“ Bildung, wie sie die höheren und höchsten staatlichen Lehranstalten bieten, in dem griechischen und römischen Alterthume wurzelt.

Unter keinen Umständen aber dürfen wir versäumen (wozu auch nicht die geringste Nöthigung vorliegt), einen Unterschied zu machen zwischen Sage und Geschichte.

Emil Romminger.

Zur Poesie der Isthm.

Stolz möcht' ich im Streite sterben,
 Streitend sterben ungescholten,
 Scheiden in der Feindschaft Schooße,
 Ohne lange Pein zu leiden,
 Ohne schwächend Schmerzenstage,
 Ohne Seuche, ohne Siechthum!
 Trefflicher ist Tod im Treffen,
 Fall'n im Felde vor der Fahne,
 Klingen-Kampf als Lebens Kaufpreis,
 Pfeilschuß in der Brust der breiten.
 Zaudernd zerrt kein zehrend Fieber,
 Fast kein Fressend Weh mit Fesseln,
 Scheuend Schlaf vom Bett der Schmerzen.
 Schöner trifft der Tod den Tapfern
 Bei den Wunden wahrer Brüder.
 Weinend laut klagt ihn die Liebste:
 Früh und frisch ist er im Frühling
 In der Schlacht vom Schwert erschlagen!

Dieses Kriegsglied, das klirrend wie ein spartanisches Embaterion auftritt, ist esthnischen Ursprungs. Wir schicken es, in der Uebersetzung von Julius Meyer*) voran, um uns für eine weitere Mittheilung aus der Sagen- und Dichtermwelt der Esthen Gunst zu gewinnen.

Denn dieses arme, langsam absterbende Volk, wie's heute in bäuerlicher Knechtschaft auf den Gütern der Ostseerussen lebt, hat eine Zeit des Glanzes und rüstiger Kraft hinter sich. Zwar nicht die Geschichte, wol aber ihre eigenen Märchen und Mythen berichten davon, also die untrüglichen Zeugnisse. Denn Geschichte kann gefälscht werden, Urkunden und statistische Angaben kann man unterschieben oder vernichten, aber nichts auf der Welt wird ein Volk veranlassen, unter der Dorfblinde am Sommerabend die edlen Thaten ihrer Vorfahren zu besingen, wenn solche Thaten nicht geschehen sind.

Die Esthen haben es in der allgemein menschlichen Entwicklung nicht weit gebracht. Ihre beste Kraft, ihre unermüdlichste Ausdauer haben sie in grauer Vorzeit daran gegeben, als es galt, ihren Nomadenzustand abzustreifen und den erwählten Boden für ruhigen Ackerbau in Besitz zu nehmen. Eben dafür zeugt ihre Nationalsage, auf die wir heute die Aufmerksamkeit lenken möchten, nachdem eine sehr gelungene Bearbeitung derselben von Julius Grosse erschienen ist.**)

Die „Abenteuer des Kalewiden“ fassen in ähnlicher Weise eine Periode vorgeschichtlicher Mühen und Kämpfe zusammen, wie die Theseus und Heraklessagen der Hellenen: die harte Arbeit vieler Millionen Hände wird dort einigen Götter söhnen, hier einem gottähnlichen Riesen zugeschrieben. Und wie es denn so zu gehen pflegt, daß sich an die einmal aufgestellten Helden- gestalten alle Ideale und Wünsche des Volkes rankengleich anlehnen, so ist der Kalewide den Esthen zu einem Typus ihres Volks geworden; die Hünenkraft ihrer Vorgeschichte und die gutmüthige Schwäche ihres Verfalls haben ihn mit bedeutenden Zügen ausgestattet, und der natürliche Reichthum der Volksseele hat endlich noch eine solche Menge bunten Schmuckes hinzugethan, daß die Symbolik des Märchens manchmal darunter zu ersticken droht. So ist die Sage doch lange Jahrhunderte zu den heimischen, vom alten Wäinemoinen erfundenen Instrumenten, „zu dem Kantel von Gräten, zu dem Fischgeripp der Leiter“ gesungen worden. Lange hat es gedauert, bis sie den Riemen überschritt. Die kleine Schrift des Pfarrers Israel: Kalewipoeg oder die Abenteuer des Kalewiden, welche vor drei Jahren die Einbürgerung der Sage bei uns versuchte, hat leider fast gar keinen Erfolg gehabt. Damit es der Arbeit Grosses nicht aus Mangel an Beachtung ebenso ergehn, sind diese Zeilen geschrieben.

*) Aus siebzehn Zungen. Leipz. 1874. S. 196.

**) Die Abenteuer des Kalewiden. Esthnisches Volksmärchen. Leipz. J. J. Weber. 1875.

Es kann nicht unsre Absicht sein, dem Dichter nachzuerzählen. Den Zauber seiner tief poetischen Darstellung wird empfinden wer das Buch selbst zur Hand nimmt. Wir wollen nur durch einige kurze Auszüge auf den kulturhistorischen Inhalt der Sage aufmerksam machen.

In uralten Zeiten, so beginnt das Lied, kam einst ein Adler von Norden geflogen, der einen Mann mit Namen Kalew an Esthlands Felsenküste absetzte. Der Ankömmling wurde König im Lande und nahm zum Weibe die Tochter eines Birnhuhns, ein Mädchen schön wie der Tag, welches Linda hieß. Erst nach dem Tode des Königs gebar die Witwe ihren jüngsten Sohn, den Helden der Sage, den sie in trauernder Erinnerung mit dem Namen seines Vaters taufte. „Linda's Trauerknabe ist es, den die Winde gehen lehren, Regenschauer wachsen machen, und die Waldesquellen nähren.“ Sagenhafte Helden stammen immer von guten Eltern ab, Kalew aber wird bald in Noth und Elend hineingestoßen. Nun durchwandert er alle Länder, welche im Gesichtskreise des Esthen liegen, Livland, Schweden, Finnland: das Lied zeigt uns den unwirthlichen Zustand vor der Einwanderung seines Volkes. Noch ist der freie Boden den Menschen nicht dienstbar geworden. Tagelang geht der Kalewide, um den berühmten Schmied, Meister Rußbart, aufzusuchen, querfeldein, bald über braune Haide, bald über schwarzes Nebelmoor, durch Hasel- und Birkenhaine, in welchen der Auerhahn vor ihm aufsteigt, dann durch düstre Fichtenwälder, wo das Schwarzwild grunzt und die Wölfe mit heiserm Gebelle ihn anfallen — überall die tiefste Dede. Und wenn der Hüne nicht aus dem Dickicht emporragte, wie ein Mensch von heute aus dem Roggen, so wäre auch er nicht durchgekommen. Endlich, nachdem er manchen reißenden Wildbach durchschritten, gelangt er zu der Meisterschmiede, die tief in eine Felsenhöhle eingebaut ist. Denn hölzerne Häuser sind noch eine Seltenheit, ein sehr kluger Zauberer in Finnland hat ein solches „nach dem Hexentopf gerichtet.“ Allerdings wird gleich eins in Esthland und zwar ein sehr reiches vorkommen, wie denn auch schon auf Linda's Hochzeit die Gäste den Estrich bis zum Morast getanzt hatten, so daß die Wände erzitterten — das sind Widersprüche, deren das Epos nun einmal nicht entrathen kann. Als nun der Held nach manchem Abenteuer heimkehrt, empfangen ihn seine Brüder mit der Frage, wie es mit dem Fürstensohn gehalten werden solle, denn nicht mehrere können, neben einander auf dem Hofsitze thronend, den Völkern gebieten — das uralte politische Zwangsgebot, dem schon der Sänger der Ilias Ausdruck gab:

Niemals frommt Vielherrschaft im Volk, nur Einer sei Herrscher,
Einer König allein! —

Die Erzählung, wie sie nun zur Königskur sich aufmachen, hat einen eigenen poetischen Reiz. Schön geschmückt in seidnen, goldbetreßten Rücken,

die hellen Schnüre von Silberperlen um den Hals, wandern die drei Brüder landeinwärts, um einen Platz zum Beginne des Kampfspiels aufzusuchen. Lange irren sie vergeblich umher und spähen endlich wegemüde nach einer Ruhestätte. Da sehen sie ein Gehöfte aus hohen Linden hervorragen, auf der Schwelle des Hauses sitzt die Mutter, von der Zaunspalte her ruft der Vater den Gästen Willkommen entgegen, indem er die prächtig Bekleideten für heiratslustige Werber hält. Zwar entgegnet der älteste Kalewide würdevoll: „Noch gedenken wir nicht an Bräute, „denn das Holz zu unsern Häusern, unsern Betten, unsern Tischen grünt wohl noch im hohen Walde,“ doch der zweite fällt ein: „Aber zum Plaudern und Scherzen bringt die holden Töchter doch herbei, zu den Birkenschaukeln auf den Rasen, zu Tanz und Federballspiel, denn die Sommernacht ist lange, und die Sonne geht heute nicht unter.“ Da erschienen denn die lachenden Mädchen; „wenn sie tanzend vorwärts schritten, flog das Band an Haar und Kleide, wenn sie rückwärts sich bewegten, klapperte das Halsgeschmeide.“ Mit einem fröhlichen Gelage, bei welchem Kibitzeier, Honig und Bärenschinken aufgetragen werden, endigt dieser esthnische Sommernachtstraum. — Am dritten Tage erreichen die Brüder die Stelle, wo heute Dorpat liegt; da funkelt ihnen aus hohen Föhren ein lachender See, mit Wasserlinsen besäet, von wilden Schwänen bevölkert, entgegen. Ihn erwählten sie zur Wurfbahn, die zackigen Felsbrocken, die am Ufer liegen, zu Geschossen. Linda's Jüngstgeborener ist es, dem der Sieg zufällt. Da weihen ihn die Brüder durch ein Bad im See zum Herrscher über Esthland und nehmen dann Abschied von der Heimat, um in weite Ferne auszuwandern:

„Lebet Berge wohl und Thäler. Sehnsucht soll uns nicht verzehren.
 Was den Knaben lieb gewesen, darf der Mann nicht mehr begehren.
 Sei unwirthbar auch die Erde und der Himmel unerreichbar,
 Niemals zagen darf der Starke, denn sein Muth ist unvergleichbar.“
 Also sangen sie und zogen in die Fernen und für immer. —
 Ihre Spuren fand der Enkel in dem Heimathlande nimmer.

Wen umweht es nicht bei diesem elegisch-muthigen Gesange wie ein Hauch aus jenem Kindheitsalter der Menschheit, da Abram zu Lot sprach: „Laß nicht Zank sein zwischen mir und dir, und zwischen meinen und deinen Hirten. Stehet dir nicht alles Land offen? Lieber, scheid dich von mir.“ — Nicht unwahrscheinlich, daß in dieser Erzählung eine uralte Volksbewegung nachhallt, vielleicht eine Erinnerung an die Zeit der Völkerwanderung, in welcher die Esthen, soviel bekannt, ruhig in ihren Sizen harrten, während manches Brudervolk in die Ströme hineingerissen wurde und für die Zurückgebliebenen verscholl: „Ihre Spuren fand der Enkel in dem Heimathlande nimmer.“

Nun schildert die Sage des Weiteren, wie der neue König über Esthland Grenzboten III. 1875.

waltet. Einen ungeheuern Pflug läßt er sich bauen, spannt einen riesigen Ackerfchimmel mit goldnen Mähnen — ein Geschenk des Gottes Taara — davor und zieht die Furchen zur Kornsaat. Dann kommen die Sümpfe daran. Der tückische Wassergott, von Seetang umkränzt, den Kopf mit Flegenschwämmen bewachsen, hebt sich zürnend aus den Fluten, auch gelingt es ihm wol, einen frischen Knaben in seine feuchte Wohnung hinabzuziehn, aber schließlich muß er weichen. Die Wälder werden gelichtet, die Raubthiere verjagt, daß sie heulend in die ewigen Eiszüsten fliehen, und endlich krönt der Held sein Kulturwerk durch die Gründung fester Städte. Damit ist nach dieser Seite die Sage abgeschlossen. Ob bald darauf die Selbstherrlichkeit des Esthenvolkes gebrochen wurde, wissen wir nicht. Von Versammlung der freien Männer zum Ding, von Recht und Waldgang wird uns nichts mehr gemeldet.

Aber diese Thaten, in welchen die lange Arbeit eines Anstiedlervolkes verfinnbildlicht wird, gehen auch im Liede nicht gar zu rasch vor sich. Es ist ein merkwürdiger Zug an dem tapfern Kalew, daß er, so oft nicht ganz dringendes seine Kräfte in Anspruch nimmt — schläft und zwar als Riese, der er ist, wochen —, ja mondenlang, obendrein mit solchem Schnarchen, „daß die Bären sich im Föhrenwald verkrochen.“

Die Esthen sollen mongolischen Ursprunges sein, und in der That erinnert mancher monströse Zug, den die Sage noch nicht abgeschliffen hat, daß sie der asiatischen Heimat näher stehen als wir. Aber ebensowenig läßt sich leugnen, daß zwischen ihren und unsern altdeutschen, den nordischen und antiken Mythen eine sehr auffallende Verwandtschaft besteht. Auf Schritt und Tritt begegnen wir in der Kalewidensage neu und fremdartig gepuzten — lieben alten Bekannten. Manches davon mag dem neuen Bearbeiter angehören, welcher die Lücken der Ueberlieferung aus verwandten Dichtungen, wie der finnischen Kalewala, zu ergänzen hatte, die auffälligsten Züge finden sich aber in den alten Bruchstücken selbst. Es klingt und singt nach der Esthensage wie ein Lied aus der „östlichen Gartenheimath“ des Menschengeschlechts. Die Thaten und Fahrten, die Angeheuer, die Symbole, welche wir bei den ältesten Völkern Asiens und Südeuropas finden — alle kehren hier wieder: Das Erdbeben ein in seine Fesseln reißender Titan, die Windsbraut, das Blasen eines Zauberers, die Besänftigung des wallenden Meeres durch Schelten und Drohen. Wenn Vater Kalew auf einem Adler nach Esthland kommt, so werden wir erinnert, daß Hagen, der Ahn Rudrums, von einem Greifen zur Braut geführt wird. Kalew's Thaten im Einzelnen erinnern nicht bloß an Herkules, sondern bald auch an Jason, Odysseus, Siegfried oder Asathor. Aus der Saat der Drachenzähne schießen geharnischte Männer auf, die den Sohn des Aeson anfallen: gegen Kalew bläht ein Hexenmeister Vogel-

flaumen in die Luft, die als Riesen in rasselnden Eisenhemden auf ihn einstürmen. In der Schmiede des Meisters Ruzbart zerschlägt und zerspaltet der junge Riecke Schwerter und Amboß. Als er einst am Rickerpärtschen Sumpfe vorbeigeht, hocken da an einem Kohlenfeuer die beiden Söhne eines Flußgottes und hadern um den Besitz des Moores, Kalew anrufend, daß er zwischen ihnen theile — Schilbung und Niblung in Esthland. Auch fehlt es nicht an einem Hort von rothem Golde, der, bevor die Helden zur letzten Schlacht ausrücken, an geheimer Stätte versenkt wird, wo er noch heute ungehoben ruht — ein Anklang an die Mythe, deren Mittelpunkt Siegfried ist, dürfte hier nicht zu leugnen sein. Und welcher geschichtliche Blick in die Märchenwanderung eröffnet sich nun, wenn wir Tamino's Zaubersflöte hoch oben im Norden als goldnes Glöckchen wiederfinden, wenn in der finnischen Räuberhöhle Perrault's Ogreße am Kupferkessel sitzt, wenn weissagende Vögel, Wünselruthe und Wünselhütlein, aus Grimms deutschen Hausmärchen wohl bekannt, im Romane von Fortunatus viel verwendet, uns auch in den Liedern dieses untergehenden Volkes begegnen! Am reichsten aber drängen sich die Vergleichen da auf, wo die Kalewsage ihre tiefsten Töne anschlägt, bei der Niederkahrt des Helden in das Todtenreich. Wir wollen nicht Heimdall's Ritt über die Brücke der Hal, nicht des Herakles oder Theseus Zug in den Tartarus erwähnen, Andres liegt näher. Schnell wie die Argo fliegt die silberne Lennox dem Weltenende zu. Aus der nordischen Charvbbis errettet ein Wallfisch die Seefahrer, indem er ein rothes Tönnchen verschluckt, das sie ihm hingeworfen, und sie auf der Flucht an dem Strudel vorbeizieht. Dann aber verlieren sie einen Gefährten auf der Funkeninsel; lange wird auf ihn gewartet, bis ein grauer Vogel ausplaudert, er habe der Rückkehr entsagt und der lieben Heimath.

„Jener ist zum Frühlingslande übers Eisgebirg gefahren,
Dort in ewig jungen Freuden lebt er bei beglückten Paaren,
Dort ist ewigen Sommers Heimath, ewige Blumen und Gewitter.
Segelt weiter, weise Männer, nimmer kehrt der tapf're Ritter.“

Am Ende der Welt, im äußersten Norden öffnet sich den Esthen das Todtenthor. Dort hält Sarwick, der gehörnte Fürst der Schatten, Mädchen gefangen, die er zur Zeit der Gerstenblüthe, als sie auf dem Ager spielten, von der Erde geraubt hat. Kalew bestiegt und fesselt ihn, wie die Götter nach Degir's Gastmahl den Loki. Da findet er in den verödeten Hallen seine Mutter, verweint und bleich sitzt sie am Spinnrad, aber da er sie umarmen will, entschwebt ihm der Schatten. Auch dieses hoffnungslose Bild aus dem Jenseits kannten die Griechen als die Begrüßung des Odysseus und der Ktimene.

Die Sage eines Volkes ist unendlich reich, denn Jahrtausende weben daran und wirken die Weltgeschichte als mythische Runen hinein. Mit ehrfürchtiger Scheu will sie betrachtet sein, wenn sie ihre Geheimnisse enthüllen soll, aber auch flüchtige Leser lockt der Glanz und die unerschöpfliche Fülle der wunderbaren Erscheinung. Von der Kalewidsage haben wir nur wenige Züge hier festhalten können, möchte gerade dieser Mangel dazu beitragen, der Bearbeitung Grosse's Leser und Freunde zuzuführen!

J. S.

Deutsche Ehrlichkeit und deutsche ehrliche Arbeit.*)

Heinrich Leo, der oft so geistvolle Blicke in das Seelenleben der Völker zu thun pflegt, spricht einmal besonders geistvoll von dem, was man das Centraldogma eines Volkes von sich selbst nennen könnte. Jedes Volk nämlich fühlt in seinem Wesen eine moralische Eigenschaft heraus, die in dieser Stärke und eigenthümlichen Färbung nach seinem Glauben nur ihm zugehört und eignet sie sich demgemäß als seine providentielle Mitgift zu. Der Instinct des Volksgeistes geht dabei immer sicher, wie sich schon daran erkennen läßt, daß die Fremden, wenn sie wohlwollender Gesinnung sind, gerade dieser specifischen Nationaltugend das Schlagwort zu einer zusammengesetzten Charakteristik des betreffenden Volkes entnehmen, wenn übler Gesinnung, dieselbe zu einer Caricatur seines ganzen Wesens verdrehen. Wenn der Grieche seine Kalokagathie für sich beanspruchte, der Römer vorzugsweise ein vis fortis atque strenuus heißen wollte, der Franzose die bravour für die französische Cardinaltugend hält, der Spanier seine grandezza, der Engländer die respectability, so wird jeder unbefangene Beobachter jedem von ihnen Recht geben. Wie sehr diese Cardinalnationaltugenden ihrem Boden und nur ihrem Boden ausschließlich anhaften, läßt sich aus einer scheinbar bloß linguistischen Bemerkung abnehmen. Keines dieser Schlagworte kann in seiner vollen Kraft unmittelbar in irgend eine fremde Sprache übertragen werden. Jedem solchem Uebersetzungsversuch müßte erst eine oft weitläufige Glosse Seele und Blut und damit Lebensfähigkeit geben. Schön und Gutsein „oder Schönheit und Tüchtigkeit,“ was noch etwas besser klingt und daneben die Kalokagathie des

*) Dieser Artikel war bereits gesetzt, als uns die Nachricht vom Tode seines Verfassers zugeing. Wir verlieren in Heinrich Rückert einen unsrer ältesten treuesten Mitarbeiter, Deutschland einen seiner besten Patrioten und Gelehrten. Sein Nekrolog erscheint in einer der nächsten Nummern.
D. Ned. d. Grzb.